

## Heimat.

Stizze aus der Gegend von A. Stahn. (Nachdruck verb.)  
**A**uf den Waldwegen und in den Kuranlagen, die das altberühmte Badestädtchen Wildbad umgeben, promenierte, wie alljährlich, die Badegäste, die hier Gesundheit und Heilung von so manchen körperlichen Leiden erlossten. Doch das Bild war diesesmal ein anderes als sonst: Es war ein neuer Farbenton hinzugekommen: das Feldgrau, so unscheinbar und unauffällig es war, zeigte sich doch überall bemerkbar, gab dem Ganzen sein Gepräge. Das waren die Verwundeten und Kranken des sieghaften deutschen Feldheeres, die hier nach harten Kämpfen und Leiden in den Feldstellungen und Schützengraben die nötige Auffrischung ihrer angegriffenen Gesundheit suchten, Ausheilung ihrer Wunden, Ruhe und Erholung.

Den Baden aber, die in diesen Waldwegen und Kuranlagen promenierte, gab es eine ganz besondere Gelegenheit, die sie sonst nicht gehabt hätten. In den Kuranlagen waren die Verwundeten und Kranken des deutschen Feldheeres untergebracht. Die Stadt Wildbad war durch die Anlage von Kurwegen, die in den Wald hinein führten, zu einem der schönsten Kurorte Deutschlands geworden. In diesen Waldwegen schienen die Verwundeten und Kranken des deutschen Feldheeres eine neue Heimat gefunden zu haben. Sie waren hier in der Nähe der Natur, in der Nähe der Kuranlagen, die sie so sehr liebten. Die Stadt Wildbad war durch die Anlage von Kurwegen, die in den Wald hinein führten, zu einem der schönsten Kurorte Deutschlands geworden. In diesen Waldwegen schienen die Verwundeten und Kranken des deutschen Feldheeres eine neue Heimat gefunden zu haben. Sie waren hier in der Nähe der Natur, in der Nähe der Kuranlagen, die sie so sehr liebten.

nach Verkehr und Geselligkeit zu sehnen, hielt sich sehr zurück und gab nach einigen Tagen auch ihre Hotelwohnung auf, um in der König-Karl-Straße bei einer alleinstehenden Dame eine Wohnung zu mieten. Da sie längere Zeit zu bleiben gedachte, erklärte sie dem Hoteldirektor, ziehe sie die Zwanglosigkeit und Ungepflogenheit einer Privatwohnung vor. Obgleich sie allem Anschein nach sehr vermögend sein mußte, vermied sie doch jeden Aufwand und erschien stets in schwarzer, einfach vornehmer Kleidung, die ihrer schlanken, wohlgebildeten Figur vorzüglich anstand. Daß sie Witwe war, erfuhr man bald, auch daß ihr Gatte im Feldzug gefallen war. Damit mußte man sich begnügen, denn Frau von Fellberg war äußerst zurückhaltend und verstand es geschickt, neugierigen Fragen, denen sie ja bei ihrem gelegentlichen Aufenthalt im Kurjaale nicht entgegen konnte, auszuweichen. Ihr Mittagsmahl nahm sie nach wie vor in dem Hotel

ein, in dem sie zuerst Quartier genommen, doch sie wußte es einzurichten, daß sie mit zwei älteren Damen, die dieselbe Zurückhaltung übten wie sie selbst, ein Tischchen für sich erhielt.

Zu den Veranstaltungen der Kurverwaltung erschien sie nur selten. Und die Einladungen aus den Kreisen der Gesellschaft zu Ausflügen und dergleichen lehnte sie stets kühl, wenn auch höflich ab. Dafür sah man sie jeden Morgen in aller Frühe ihre Wohnung verlassen und die Richtung nach dem Walde



Deutsche Kriegsbeute: Niesenrohre russischer 28-cm-Geschütze aus der Festung Nowo-Georgiewsk. Die zerlegten Geschütze befanden sich auf dem Transport nach einem Festungswerk, als die Feste in deutsche Hände fiel.

die Sage von Graf Eberhard geweihten Bade eingetroffen war und in einem der ersten Hotels Wohnung genommen hatte. In der Kurliste wurde sie als Frau von Fellberg aufgeführt. Dies Name, war zunächst auch alles, was die neugierige Welt erfahren konnte. Denn die Fremde schien sich durchaus nicht

einschlagen, ehe noch das Kurleben erwachte, zu einer Zeit, da erst wenige Personen die Straßen der Stadt belebten, ein Buch in der Hand, mit einem Ledertäschchen versehen, in der sie einen Morgenimbisß mitführte. Denn gewöhnlich lehrte sie erst um die Mittagszeit wieder zurück. „Ein weiblicher Sonderling“,



meinten die Leute, und die Herren ärgerten sich, daß ihre vielfachen Annäherungsversuche an die ernste schöne Frau so ohne allen Erfolg blieben.

Frau von Zellberg schien sich aber wenig darum zu kümmern, was man von ihr hielt oder sprach; sie blieb ihrem zurückgezogenen Leben treu. Als sie eines Morgens in aller Frühe ihren gewohnten Waldspaziergang machte, hoch droben im Walde, wo an einem versteckten Plätzchen eine Bank stand, auf der sie stundenlang zu sitzen und zu lesen pflegte, bemerkte sie zu ihrer unangenehmen Überraschung, daß dort bereits jemand Platz genommen hatte. Zum ersten Male seit sie hier fast jeden Morgen hinaufstieg, war dies geschehen. Als sie die Bank erreicht hatte, sah sie, daß es ein Offizier in Feldgrau war, der sich dort niedergelassen hatte. Und sie sah auch sofort, daß es ein im Kriege Verletzter war, denn der rechte Armel seines Rockes hing leer und schlaff herab — der rechte Arm fehlte ihm. Er mochte das Mißvergnügen, das sich auf den Zügen der Dame malte, bemerkt und auf seine Weise gedeutet haben, denn er erhob sich sofort, legte die linke Hand an den Mähenrand und sagte mit einem leisen Vibrieren in der Stimme: „Gnädige Frau — wenn meine Gegenwart Sie stört — ich mache gern Platz.“ Und er schickte sich an, den Weg, den sie heraufgestiegen, einzuschlagen.

Sie errötete flüchtig und legte leicht die Hand auf den Arm des Offiziers: „Nein — bitte, Sie stören mich durchaus nicht. Ich war nur im ersten Augenblick etwas überrascht, daß dies ganz verborgene Plätzchen auch einmal von einem andern aufgefunden worden ist, nachdem ich in den vierzehn Tagen, die ich hier fast täglich weile, immer allein war.“

Er zögerte eine Weile, nahm aber dann doch auf eine nochmalige einladende Handbewegung der Dame wieder seinen Platz ein. Aber er schwieg und sah veronnen in die grüne Wildnis vor sich, ohne sich anscheinend um seine Nachbarin weiter zu kümmern, die ihr Buch aufschlug und zu lesen versuchte. Aber sie konnte ihre Augen nicht auf dem Papier festhalten, sie erhoben sich immer wieder und streiften verstohlen den Feldgrauen am andern Ende der Bank. Er mochte etwas über den Dreißigen sein, wenn auch die Blässe seines Gesichts und die Schatten, die jetzt um Mund und Augen lagen, ihn etwas älter erscheinen ließen. Ein kleiner, dunkler Schnurrebart deckte die Oberlippe, leicht gefräufeltes braunes Haar drängte sich unter der flachen, grauen Feldmütze hervor. Der ganze Eindruck des Mannes, das gestand sich Frau von Zellberg, war ein recht sympathischer; ein leiser, weher Zug, der hin und wieder auf Sekunden sich um seine Mundwinkel legte, erhöhte bei ihr dieses Gefühl der Sympathie, das sie unwillkürlich für ihren schweigenden Nachbar empfand. Und sie hatte das Empfinden, daß der Mann neben ihr wohl schon Schweres durchgemacht haben mochte, nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch wohl sonst schon im Leben.

Frau von Zellberg war schon kurz nach Beginn des Krieges Witwe geworden. Ihr Mann, der Besitzer einer der größten Maschinenfabriken Südwestdeutschlands, war als Reserveleutnant ins Feld gerückt und bei einem nächtlichen Vorpostengefecht gefallen. Nun war sie alleinige Herrin über das große Vermögen, da nähere Verwandte ihres Mannes nicht vorhanden waren. Sie selbst war Witwe. Sie hatte die Nachricht seines Todes mit einigem Erschrecken, aber doch ohne tiefere, nachhaltigere Gemütsbewegung empfangen, denn ihre Ehe war höchst unglücklich gewesen. Sie hatte den Mann geheiratet, weil sie keinen Grund sah, diese äußerlich glänzende Heirat auszuschielen, weil ihr Herz damals noch unberührt gewesen und sie wirklich ehrlich glaubte, glücklich werden zu können. Sie kannte ihren Mann eben nicht, sie lernte ihn erst kennen nach der Eheschließung, und da begannen die bittersten und schwersten Enttäuschungen ihres Lebens. Sie lernte ihren Mann bald als einen krassen Egoisten kennen, dem das eigene Ich über alles ging, der für sie und ihre Individualität gar kein Verständnis zeigte und sich auch nie die Mühe gab, ihr seelisch näher zu kommen. Er kümmerte sich um seine Mitmenschen überhaupt nur insofern, als er sie seinen Zwecken dienstbar machen konnte. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Angestellten war denn auch ein sehr ungünstiges; es kam wiederholt zu schweren Zusammenstößen und selbst zu Arbeitseinstellungen seines Personals, da er ihren berechtigten Forderungen gegenüber sich stets auf den Standpunkt schroffster Ablehnung stellte. Sie hatte in dem warmherzigen Bestreben, ein besseres Verhältnis zwischen den beiden streitenden Parteien herbeizuführen, wiederholt zu vermitteln gesucht, war aber von ihrem Manne immer ärgerlich mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, sich nicht um Sachen zu kümmern, die sie nichts angingen. Das verletzte sie, denn sie wäre so gern die Kameradin, die Mitarbeiterin ihres Mannes gewesen. Sie fühlte sich zuletzt immer einsamer, um so mehr, als ihr Mann sie bald zu vernachlässigen begann und oft tagelang in der Residenz weilte, ange-

lich in Geschäften, aber seine Bekannten, die die einsame hin und wieder besuchten, waren so gefällig, ihr ungefragt zuteilen, daß er dort die Tage und Nächte in lustiger Gesellschaft und in einem Klub zubrachte, von dem allgemein bekannt, daß dort sehr hoch gespielt wurde und oft Vermögen in wenigen Stunden gewonnen und verloren wurden.

„Warum hast du mich eigentlich geheiratet?“ hatte sie eines Tages bitter gefragt, „wenn ich dir doch nichts sein kann nichts sein soll, da du mein eheliches Entgegenkommen und Werben um dein Vertrauen stets zurückgewiesen hast?“

Da hatte er gelacht: „Warum? Kleine Naive — um die schöne Frau zu haben, die mein Haus repräsentieren könnte alle meine Freunde beneiden mich um meine Eroberung.“

Und als sie sich verlehrt und niedergeschlagen abwandte, er ärgerlich und ungeduldig hinzugefügt: „Was willst du eigentlich? Hast du nicht alles, was eine Frau befriedigen kann? Reichliche Dienerschaft, Pferde, Wagen, Auto, deine Toilette, kannst du aus dem ersten Atelier der Residenz beziehen — was verlangst du denn noch?“

„Ein Herz, eine Heimat — wo ich wirklich zu Hause bin. Herz und Seele“, hatte es in ihr aufgeschrien, aber sie hatte nicht ausgesprochen.

Und als er ins Feld mußte, hatte es auch nur einen kümmerlichen Abschied von seiner Seite gegeben. „Nur eine Sentimentalität“, meinte er, während er in das Auto stieg, das ihn zur Bahnhstation bringen sollte. „Entweder ich komme zurück, oder ich komme nicht zurück. Dann gehört dir ja alles. Also du wirst versorgt und brauchst dir keine Gedanken zu machen. Und ich will ich mit meinen Freunden in der Residenz noch einmal zusammen sein. Ich weiß, es ist nicht dein Geschmack, sonst hätte ich dich eingeladen, mitzugehen. Adieu also.“

Damit war er geschieden. Und dann kam eines Tages die Nachricht seines Todes.

Soweit war sie in ihren Erinnerungen gekommen, die nicht wußte in ihr aufgestiegen waren. Sie hatte noch immer das Buch aufgeschlagen in ihrem Schoße liegen, obgleich sie nicht las. Sie schreckte sie auf aus ihrem Sinnen. Der Offizier hatte sich eben, den, grüßte kurz, höflich und schritt den Weg zur Stadt hin.

Sie folgte ihm mit den Augen, bis das Gebüsch ihn wieder aus den Blicken entzog. Sie wandte sich wieder ihrem Buche zu und versuchte weiter zu lesen. Aber sie kam über dieselbe Seite nicht hinaus. Es war eine Unruhe in ihr, über deren Ursache sie sich nicht klar werden konnte. Immer schaute ihr aus den Blättern das leidensvolle Antlitz des Offiziers entgegen. Sie schlug das Buch schließlich zu, erhob sich und wanderte auf stillen Wegen kreuz und quer, bis ein Blick auf die Uhr ihr zeigte, daß es Zeit war, zurückzukehren.

Als Frau von Zellberg am nächsten Morgen ihren gewohnten Gang antreten wollte, hinderte ein plötzlich einsetzender heftiger Regen sie daran. So ging sie später in den Kurssaal, wo sie eine seltener Gast war. Ihre Augen schweiften prüfend über die Menge, aber er war nicht da. Und doch hatte nur der heftige Regen den Wunsch, den Verwundeten wiederzusehen, sie hergeführt.

Der Regen hielt auch die folgenden Tage an, und Frau von Zellberg hielt sich darum meistens in ihrer Wohnung auf, lange aufgeschobene Korrespondenzen zu erledigen. Der alte Profurist hatte einstweilen die Leitung der Fabrik übernommen, die nach kurzem Stillstand bei Ausbruch des Krieges wieder in Betrieb beschäftigt war, indem sie Heeresbedarf lieferte. Sie hatte sich vorgenommen, sich mit dem ganzen Betrieb eingehend bekannt zu machen, um selbst die oberste Leitung in die Hand zu nehmen. Sie wußte allerdings noch nicht, ob ihr das gelingen würde. Ihre Aufgabe nicht über ihre Kräfte gehen würde. Aber den ersten Willen dazu besaß sie. Und nun gab es mancherlei zu erledigenden Anfragen zu beantworten, Anordnungen zu treffen, die Beschlüsse zu prüfen, die der bewährte Profurist, dem sie voll vertrauen durfte, ihr unterbreitete.

Endlich am vierten Tage konnte sie ihren gewohnten Waldspaziergang wieder ausführen. Während sie langsam den Weg aufwärts durch den Wald schritt, eilten ihre Gedanken vorwärts zu der Bank an dem stillen, versteckten Plätzchen. Ob der Verwundete wohl wieder dort sein würde? Oder hielt er sich fortan in der Annahme, sie zu stören?

Es schien fast das letztere, denn die Bank war leer. Und er erschien auch nicht, so oft sie auch ihre Augen den Pfad hin und wandern ließ, den er kommen mußte. Sie mußte sich eingestehen, daß sein Fernbleiben sie enttäuschte. Dann wurde sie über sich selbst ärgerlich. Was ging sie dieser fremde Herr, den sie zum erstenmal in ihrem Leben gesehen, eigentlich an? Und sie nahm ihr Buch und vertiefte sich in Meister Scheffels Geschichte des Mönch Ekkehard und der schönen, klugen Herzogin Hadwig von Schwaben. Sie hatte diese Erzählung schon vor Jahren ein-



lesen; als sie dieselbe aber in einem Buchladen ausgelegt sah, umschloß sie die Lust an, jene Gestalten und Bilder vergangener Zeiten noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.

Während sie las, schreckte sie plötzlich auf: das Geräusch von Schritten wurde vernehmbar. Jemand kam den Weg herauf, sie eben gekommen. Noch verdeckte ihn das dicke Gebüsch, sie ahnte, wer es sei. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Aber der Kommende die Dame auf der Bank gewahrte, blieb er Augenblick wie zögernd stehen und schien wieder umkehren zu wollen. Aber da trafen sich ihre Blicke, und der Mann meinte den Augen der Frau eine leise Bitte zu lesen: So bleib doch! Schide dich nicht weg. — Da trat er grüßend näher und setzte sich auf die Bank neben ihr.

Sie nahm das Buch wieder auf und gab sich den Anschein zu lesen. Aber sie las nicht. Sie horchte, ob nicht ein Wort, eine Bemerkung von ihrem Nachbar kam. Aber sein Schweigen hielt sie auf sein Gesicht werfen zu können. Aber rasch senkte sie die Augen wieder auf das Buch, während eine Blutwelle über ihre Wangen flog — denn just in demselben Augenblick hatte auch der Nachbar den Kopf gewandt, und ihre Blicke begegneten sich. — Er mochte doch wohl fühlen, daß sein stummes Dastehen die Frau möglicherweise zu für ihn ungünstigen Schlüssen verleiten könnte, denn es machte doch wohl den Anschein der Unbeholfenheit. Er stieß den Stuhl plötzlich fest vor sich in den Boden und wendete sich ihr wie in einem raschen Entschlusse zu, sie voll anschauend: „Darf ich fragen, was gnädige Frau so eifrig studieren?“

Sie schaute auf und hielt ihm lächelnd die Titelseite des Buches entgegen: „Eckehard — wie Sie sehen.“

Er nickte. „Ich kenne das Werk auch, habe es vor vielen Jahren mit lebhaftem Interesse gelesen, und es störte meine Teilnahme an den Geschichten der darin lebenden und leidenden Personen nicht, daß ich kurz vorher eine Kritik gelesen, die dem Dichter vorwarf, bei der Behandlung der rein historischen Daten nicht ganz an die Wahrheit gehalten zu haben. Aber ich meine, wer ein schönes Buch liest, soll es mit Herz und Seele lesen, nicht mit dem nüchternen, kritischen Verstande und nicht mit dem Vorsatz, Kritik zu üben. Das soll man den berufsmäßigen Kritikern überlassen. Denn der Dichter war sich wohl selbst bewußt, daß dieses und jenes nicht vor der geschichtlichen Wahrheit stehen könne, aber er fügte es trotzdem ein, weil es seinen Absichten entsprach und zu der Stimmung paßte, die er bei dem Dichtern hervorrufen wollte. Und einen reinen Genuß von einer Dichtung wird auch nur der haben, der sich allein von der Hand des Dichters führen läßt.“

Sie hatte aufmerksam zugehört und nickte ihm zu: „So empfinde und empfind auch ich immer. Wie oft wurde mir von der Genuß eines schönen Buches getrübt durch solche nüchternen, sachliche, aber auch entsetzlich trockenen Bemerkungen von Kritikern, die wohl ihre literarische Gelehrsamkeit damit beweisen wollten, daß sie die Dichtung analysierten und zerstückelten und dabei Mühe gaben, nachzuweisen, daß dies und jenes nicht stimmen könne und der Dichter sich in den Tatsachen geirrt haben müsse. Goethe selbst hat uns den Weg gewiesen:

Wer den Dichter will verstehen,  
Muß in Dichters Lande gehn.“

Ihr Gespräch wurde gestört durch einen Herrn und eine Dame, die sich ihnen näherten. Sie hatten das Kommen der beiden Frauen überhört, und beide erfaßte einen Augenblick die Furcht, daß die Spaziergänger sich zu ihnen gesellen und ihr stilles Beisammensein stören könnten. Nun atmeten sie erleichtert auf, als die Fremden mit höflichem Gruße an ihnen vorbeisritten.

„Ich lese überhaupt mit Vorliebe Geschichten aus längst vergangenen Tagen“, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Ich weiß nicht, ob die Vergangenheit besser war als die Gegenwart, ob das Wort von der guten alten Zeit wirklich wahr ist, aber ich bin in dieser lauten Gegenwartswelt nie recht zu Hause gewesen.“

„Von als Mädchen —“

Aber sie brach plötzlich ab. Wie kam sie dazu, sich diesem doch ganz fremden Manne gegenüber, von dem sie noch nicht einmal den Namen wußte — denn er hatte sich absichtlich oder unabsichtlich ihr noch nicht vorgestellt —, sich so offen auszusprechen und zu offenbaren?

Er schien feinsüßig ihre Gedanken zu erraten. Ruhig entgegnete er: „Ich verstehe Sie vollkommen, auch wenn Sie Ihren Empfindungen weiter keine Worte geben. Denn ich empfinde und empfinde in gleichem Sinne. Diese meine romanartige Ader, wenn ich so sagen darf, hat mich freilich nicht gehindert, mich einem Berufe zuzuwenden, der recht wenig Zeit läßt für poetischen Träumereien, aber um so mehr Aufmerksamkeit für die Wirklichkeit und nüchternes Rechnen und Überlegen erfordert. Ich hole hierbei gleich Versäumtes nach und gestatte mir, mich

Ihnen als Franz Heiderich, Maschineningenieur, vorzustellen. Das heißt“ — eine leichte Bitterkeit klang in seinen Worten durch — „das letztere bin ich gewesen.“

Und ein bezeichnender Blick streifte seinen leeren Rodärmel. „Und warum sagen Sie ‚gewesen‘?“ Sie wußte, was er antworten würde, aber sie stellte mit Absicht diese Frage, um ihn zu einer Aussprache zu veranlassen.

Der scharfe Zug um seine Mundwinkel verstärkte sich. „Für den Einarmigen ist kein Platz mehr in den Konstruktionsbüreaus der großen Werke.“

Nun hatte sie ihn, wohin sie ihn haben wollte. Und eifrig widersprach sie.

„Sie sehen zu schwarz in die Zukunft, wie das leider die meisten der Bedauernswerten tun, die dem Vaterland einen so schweren Tribut zollen mußten. Wie viele werden so gut wiederhergestellt, daß sie ihren früheren Beruf wieder ausüben können. Man darf nur nicht von vornherein den Glauben verlieren.“

Er hörte zu, ohne zu widersprechen, aber er schüttelte doch mit trübem Lächeln den Kopf.

„Es mag alles so sein, wie Sie sagen“, erwiderte er endlich. „Aber ich gehe von der Ansicht aus, daß künstlicher Ersatz ein lebendes Glied doch nicht zu ersetzen vermag. Und man bleibt doch, was man durch die Verstümmelung geworden — ein Krüppel, dem Mitleid der Welt anheimgestellt.“

„So dürfen Sie nicht reden“, widersprach sie ihm warm. „Sie tun unrecht daran. Ich habe schon mit anderen gesprochen, die noch schlimmer daran waren als Sie. Aber diese waren voll froher Zuversicht, entschlossen, alles daran zu setzen, um ihren Platz, den sie früher besaßen, wieder einnehmen zu können. — Aber ich möchte fast glauben, daß es nicht nur die Erlebnisse des Krieges sind, die Ihnen das Herz schwer und den Sinn trübe gemacht haben. Habe ich recht?“

Und ein Blick so warmherziger Anteilnahme begegnete seinen in ihren Mienen forschenden Augen, daß seine Züge weicher wurden. Der bittere Zug um seine Mundwinkel verschwand. Schweigend sah er zu Boden, krause Linien mit der Stockpipe in den Sand zeichnend. Sie störte sein Nachsinnen nicht und wartete geduldig, bis er sprechen würde. Mit einem tiefen Atemzuge wandte er sich ihr wieder zu:

„Gnädige Frau — ich habe bis jetzt keinen Menschen zum Vertrauen meines Innenlebens und meiner trüben Lebenserfahrungen gemacht, weil mir bis jetzt eben keiner begegnete, zu dem ich das Vertrauen hätte fassen können, das dazu gehört, einen andern zum Mitwisser seiner Kämpfe, Leiden und Hoffnungen zu machen. Ich habe alles allein getragen, das Schwere wie das Freudige — des letzteren gab es freilich wenig genug für mich. Doch Ihnen und Ihrer gütigen Teilnahme gegenüber vermag ich nicht mehr die Zurückhaltung zu üben, wie ich sie mir zur Regel machte meinen Mitmenschen gegenüber, weil ich fühle, daß Ihre Teilnahme und Ihr Fragen nicht von müßiger Neugierde eingegeben ist, sondern aus aufrichtig mitfühlendem Herzen kommt, und wenn mich meine Menschenkenntnis nicht täuscht, dann sind auch Sie vom Glück bisher nicht verwöhnt worden — das heißt, soweit man unter Glück nicht äußere glänzende Lebensbedingungen versteht.“

Sie nickte nur stumm, und er fuhr fort:

„Ich will Ihnen kurz mein Leben klar vor Augen legen. Ich war der einzige Sohn eines kleinen süddeutschen Beamten, der nur den einzigen Ehrgeiz besaß, daß sein Sohn einmal etwas Besseres werden sollte, als er selbst geworden war. Er ließ mich unter den härtesten Entbehrungen für sich selbst das Gymnasium besuchen, später die technische Hochschule in Stuttgart und Hannover. Ich widmete mich, eigenem Triebe und zugleich dem Wunsche des Vaters folgend, dem Studium der Ingenieurwissenschaften und später speziell dem Maschinenfach. Ich darf sagen, daß ich gute Zeugnisse erwarb, mein Examen gut bestand. Über einige Jahre des Hin und Her zu meiner praktischen Ausbildung gehe ich hinweg. Ich war zuletzt in einer der größten Maschinenfabriken in der Konstruktionsabteilung tätig, ich hatte alle Aussicht, zu einem leitenden Posten vorzurücken. Da brach der Krieg aus. Ich hatte früher mein Jahr abgedient, war zum Reserveoffizier gewählt worden und mußte als solcher ins Feld rücken. Ich tat es gern, ich erfüllte mit Freuden meine Pflicht, die schönste, die ein Mann üben kann: im Dienste des Vaterlandes. Mehrere Gefechte und Schlachten machte ich mit, ohne verwundet zu werden. Da wurden wir aus dem Westen nach dem östlichen Kriegsschauplatz transportiert, und dort nahm mir gleich in dem ersten größeren Gefecht eine Granate den Arm weg. — Ich lag längere Zeit dort in einem Feldlazarett, bis ich hierher gesandt wurde. Mein Vater und meine Mutter waren übrigens beide ein Jahr vor dem Kriege kurz hintereinander gestorben. Es war ein schmerzlicher Verlust für mich, konnte ich doch nun den Guten



nicht mehr vergelten, was sie an Liebe und Sorge um mich so reichlich und mit so großen Opfern für sich selbst getan hatten.“

Er schwieg eine Weile und fuhr dann mit wieder umdüstertem Gesicht fort: „Mit all den schönen Plänen und Hoffnungen ist es nun vorbei. Mit der linken Hand richtig zeichnen zu lernen, scheint mir schwer ausführbar. Mit dem Schreiben geht es besser. Ich beteilige mich nämlich schon seit einiger Zeit an einem Schreibkurs für Linkshändige. Jedenfalls erscheint es mir ausgeschlossen, eine Stellung, wie ich sie vor dem Kriege innehatte, wieder einzunehmen. So werde ich nun eben in irgendeiner ganz untergeordneten Stellung anzukommen suchen.“

Er schaute düster vor sich hin.

„Haben Sie denn in Ihrer früheren Wirkungsstätte schon angefragt?“ forschte sie.

Er schüttelte den Kopf.

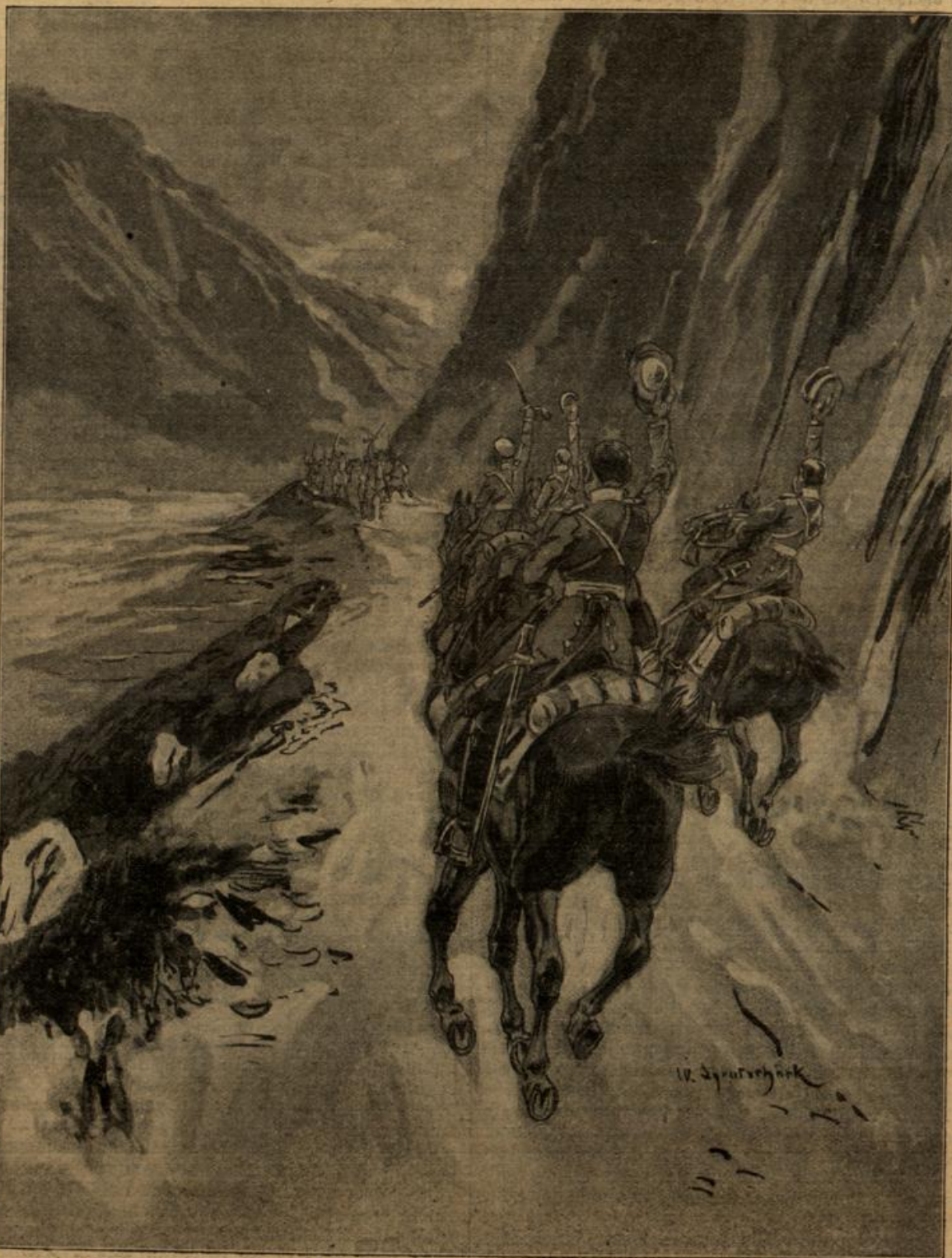
„Das halte ich für aussichtslos. Unser Chef und Besitzer des Wertes gehört nicht zu denen, die aus reiner Menschenliebe über geringere Leistungen hinwegsehen. Er verlangte von jedem stets die volle, restlose Ausfüllung seines Postens — oder er legte ihm deutlich nahe, daß er in seinem Geschäft wohl nicht am richtigen Platze sei.“

„Dann versuchen Sie, in eine leitende Stellung zu gelangen, wo Ihre Tätigkeit nicht in Handarbeit besteht, sondern in der Leitung und Beaufsichtigung des Personals.“

„Ich bin nicht so optimistisch, anzunehmen, daß man gerade mir einen solchen Posten vorbehalten hat. Wenn ich auch“ — er sprach es leise, als scheue er sich, seine Fähigkeiten besonders hervorzuheben — „wenn ich auch imstande wäre, selbst ein großes Unternehmen zielbewußt zu leiten. Doch das sind Schwärmereien.“

„Sie dürfen nicht so mutlos sein, Sie müssen mehr Zutrauen zu sich selbst haben. Und ich glaube, das wird auch der Fall sein, wenn Sie sich erst in Ihre Lage gefunden haben werden. Jetzt ist Ihnen noch alles neu, und Sie sehen gewiß manches trüber an, als es in Wirklichkeit ist.“

Sie hatten sich beide erhoben während der letzten Worte und schritten nun nebeneinander durch den Wald, der Stadt. Und Frau von Zellberg dachte bei sich, daß sie hier vielleicht passenden Leiter ihrer Fabrik gefunden habe, denn ihr Profan hatte keine Neigung, diesen Posten zu übernehmen. Er war schon vorgerückten Jahren und gedachte sich bald ganz zur Ruhe zu setzen. Aber sie vermied es feinfühlig, jetzt schon zu ihrem Begleiter darüber zu sprechen. Sie wollte nicht den Eindruck erwecken, als biete sie ihm die Stellung aus Mitleid an.



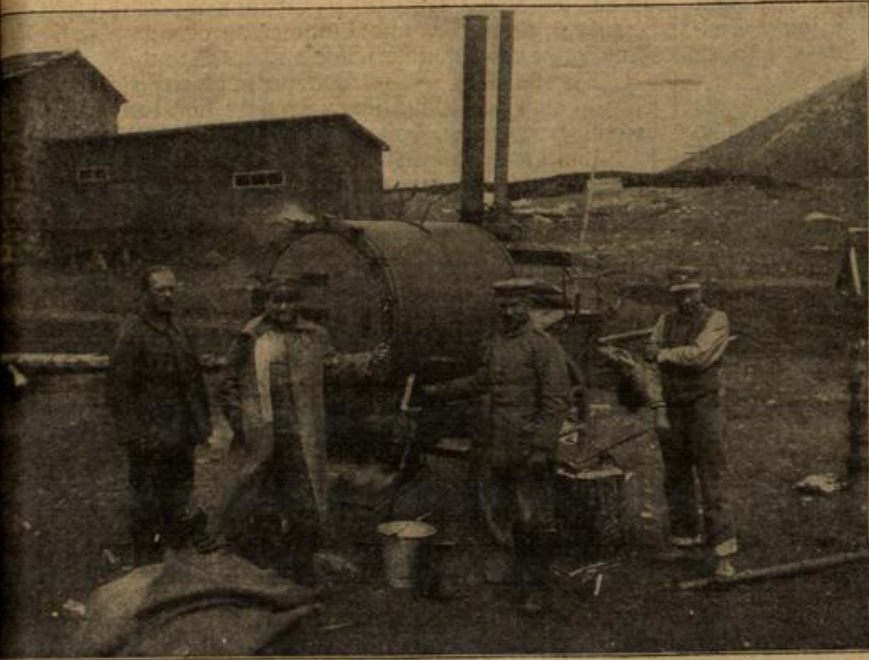
Das erste Zusammentreffen mit den Bulgaren. Gezeichnet von Walter Strydomschank. (Mit Text.)

von der Bedeutung Wildbads findet: trauliche Ruhe, stiller Frieden der Natur und darum auch wahre Erholung für den Körper um deswillen solch ein Plätzchen aufsucht, nicht, weil er nur die Mode, seine Finanzlage und gesellschaftliche Verpflichtungen von ihm fordern.“

Er hatte währenddem nach der Uhr gesehen. „Sie haben recht, gnädige Frau, auch ich fand mich in den ersten Tagen hier schon heimlich, als sei ich schon lange hier gewesen. — Doch Sie verzeihen — ich muß mich verabschieden — die ärztliche Sprechstunde für mich ist gekommen.“

nur das me  
— Denn  
war das  
te, was die  
so schwer  
Heimgesun  
ten ertrug  
Sie war  
an eine Ste  
gekommen  
wo man zu  
schen mäch  
gen Tann  
hindurch  
schöne Stä  
chen frei  
sich liegen  
Gegenüber  
aber froch  
Schienen  
strang der  
Bergbahn  
Höhe hina  
Ein leicht  
blaffer Sch  
er lag über  
dem Land  
schafts bild  
und ließ  
Farben zu  
ineinander  
verfließen.  
„Wie sch  
ist es hier  
rief Frau v  
Zellberg an  
indem sie m  
leuchtende  
Augen die  
Panorama  
betrachtete  
— „Ich fre  
mich, daß  
schließlich  
ter den die  
oder vier  
dern, und  
denen ich  
die Wahl  
te, Wildba  
ausgesucht  
habe. Man  
vermißt hier  
nichts, we  
auch der vor  
wöhnteste  
Badebesuch  
verlangen  
könnte, daß  
aber hat man  
etwas, was  
man nicht  
allen Bädern  
er  
a  
d  
g  
t  
h  
e  
h  
i





**Körperfürsorge im Hochgebirgskrieg: Eine fahrbare Entlausungsanlage.**

Als er eines Morgens wieder mit ihr zusammentraf, blieb sie einen Moment erstaunt, freudig überrascht stehen —: sein rechter Rockärmel hing nicht mehr schlaff und leer herab, ein Arm füllte ihn aus, und die Hand daran, mit einem braunen Handschuh bekleidet, handhabte leicht und sicher den Spazierstock. Er weidete sich an ihrer Überraschung, und dann erzählte er ihr, glücklich über ihre Freude, wie er schon lange in der Stille sich mit diesem Ersatz seines verlorenen Armes geübt. Da er den Arm nicht ganz bis zur Schulter verloren, war es um so leichter gewesen, den künstlichen Arm mit seinen sinnreich erdachten Gelenken



**Flieger-Unteroffizier Böhme. (Mit Text.)**  
Hofphotograph Karl Eberth.



**Der deutsche Fliegertenant Immelmann. (Mit Text.)**

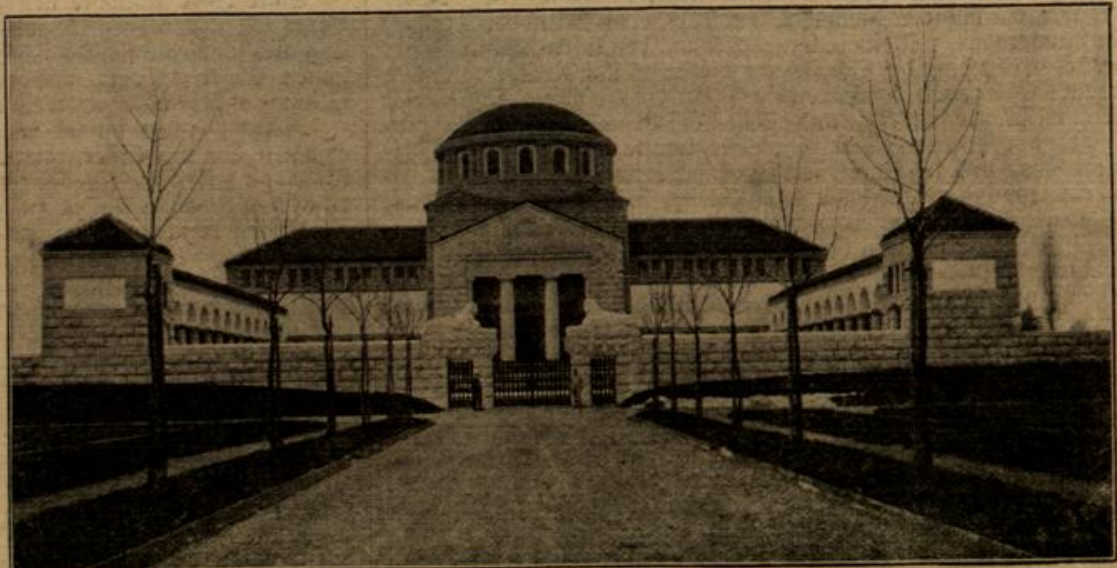
schritten noch zusammen den Pfad vollends hinab, um dann bei dem Beginn der Badeanlagen zu trennen. — —

zu beseitigen und ihm Halt zu geben.

Ein Berliner Orthopäde, an den ihn sein Arzt gewiesen, hatte das Werk vollbracht. Ja, er hatte sogar mit der neuen rechten Hand schreiben gelernt. — Er meinte, die Schrift sei wohl noch etwas steif, aber Übung werde darin bald Besserung schaffen. — Er hatte gar nichts davon erwähnt, er hätte sie gern überraschen wollen. Sein Selbstvertrauen sei wieder gewachsen, und er gedachte nun doch, wenn er ganz hergestellt sei und der Arzt ihn entlasse, sich um einen selbständigen, womöglich leitenden Posten zu bewerben.

Sie waren währenddem die Enzpromenade hinaufgegangen; da es noch früh am Tage war, hörten keine andern Spaziergänger ihr Beisammensein. Nun blieb sie plötzlich stehen und

Sie waren währenddem die Enzpromenade hinaufgegangen; da es noch früh am Tage war, hörten keine andern Spaziergänger ihr Beisammensein. Nun blieb sie plötzlich stehen und



**Die Verbrennungsanlage auf dem Zentralriedhof in Zürich, die während des Weltkriegs vollendet und kürzlich eröffnet wurde. Phot. Leipziger Pressebureau.**



**Kriegsgefangener als Nobelpreisträger. (Mit Text.)**

gerne dem wohlthuenden Blick hin, den seine neue Freundin auf ihn ausübte. Ein wahrer, reiner Weiblichkeit und echter Herzensgüte von ihr aus, und wie sie dem Manne ihr Herz öffnete, so er immer mehr gewahr, dieses weiche, liebevolle Herz bis jetzt gedarrt nach einer gleichfühlenden, lebenden Menschenseele. Er warb nicht in Worten um aber seine Augen redeten deutliche Sprache, und sie sah die ihren nicht nieder, sie lächelte ihn lächelnd und frei an, wie ein Kind, dem das ersehnte Geschenk endlich worden, und ihre Hand lag beim Abschied lange in der seinen. —



schaute ihm lächelnd und glücklich in die wieder so froh und blank gewordenen Augen: „Und wenn ich nun schon eine solche Stellung für Sie hätte — in meinem eigenen Betrieb —, würden Sie nicht Lust haben, dieselbe zu übernehmen?“

Ihre Blide tauchten ineinander. Er griff nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen. Dann erwiderte er leise und mit einem so weichen Klang in der Stimme, wie sie ihn noch nicht gehört: „Ja — ich würde den Posten übernehmen, wenn — Sie, wenn du mir nicht nur in bezug auf meine geschäftliche Tätigkeit mir bei dir eine Heimstätte bieten willst, sondern auch ein Heim, eine Heimat für mich selbst, für Herz und Seele, wenn du fürs ganze Leben meine liebe, süße Herrin sein willst.“

Und mit Augen und Lippen schenkte sie ihm das ersehnte „Ja!“

## Ein Wiedersehen.

Erzählung von M. Kneschle-Schönan. (Nachdruck verb.)

Es war um die Mittagszeit. Am Straßenbahnhof fand soeben der Wechsel der Wagenführer und Schaffner statt, und in dem Anhängewagen der blauen Linie trat eine der neuangestellten Schaffnerinnen ihren Dienst an.

„Hi jegerl! Jetzt wird's richtig! Nun kommen die Weiber daran! Jetzt wird man sich wohl die Schwindsucht an den Hals ärgern können: Lange Haare, kurzer Verstand! Bin gespannt, wie lange das gehen wird!“

Der Herr in der Wagenecke, der so wenig Zutrauen zu der neuen Einrichtung verriet, musterte ärgerlich die Schaffnerin, die draußen auf der Plattform stand und die Zahl der Fahrgäste aufschrieb. Ein neben dem Ungnädigen sitzender älterer Herr meinte lächelnd: „Warum denn so grantig gegen die holde Weiblichkeit? Sie sind doch sonst nicht so eingenommen gegen sie.“

„Nein, sonst nicht. Aber Weiber im Dienst! Nee, bleiben Sie mir damit vom Leibe! Wir werden's ja erleben, was da alles für Unregelmäßigkeiten, Verzögerungen und womöglich Unglücksfälle vorkommen werden. Mein Trost ist nur, daß sie, ehe sie sich in ihre Obliegenheiten eingearbeitet haben, schon wieder als untauglich abgeschrieben sein werden.“

„Wenn Sie sich nur nicht irren. Ich sprach gestern mit einem Herrn von der Leitung, der nur des Lobes voll war über den Eifer und die leichte Auffassung der eingestellten Frauen. Er erzählte mir, daß es mit der bisherigen Kriegsauswahl an Männern bedeutend schwieriger gewesen sei, und unter hundert Leuten neunzig wieder entlassen werden mußten, weil sie schwerverfällig und ungeschickt waren. Täglich können Sie es erleben, daß bereits seit Wochen im Dienste stehende Männer es noch nicht lernten, während der Fahrt im Wageninnern entlang zu gehen, ohne die Fahrgäste zu umarmeln oder sich ihnen als keimeswegs süße Last auf den Schoß zu setzen, von dem Mangel an Auffassungsgabe ganz zu schweigen. Da, sehen Sie mal, wie sicher diese Schaffnerin auf ihrem Platze steht. Wie gewissenhaft sie die Haltestellen abrufft und wie freundlich sie Auskunft gibt. Nee, mein Vester, ich glaube im Gegenteil, der Gedanke, Frauen bei der Straßenbahn anzustellen, war so übel nicht. Aber nun guten Tag, ich muß aussteigen!“

Der Grantige in der Ecke nickte nur flüchtig und musterte noch immer verdrießlich die neue Beamtin, denn er konnte beim besten Willen nichts an ihrer Amtsleistung ausfinden.

Aber noch ein anderer Fahrgast bekundete eine auffallende Teilnahme für die Schaffnerin und ließ sie nicht aus dem Auge. Es war ein hübscher dunkelhaariger Herr, etwa Mitte der Dreißig, gut angezogen, mit einem Trauerflor um den linken Arm und am Hute. Eben ging die Schaffnerin wieder an ihm vorüber, um den neu eingestiegenen Fahrgästen die Fahrtscheine zu geben. Ihr grauer Mantel streifte sein Knie und als sie sich jetzt zu dem kleinen Klappenfenster der Bordertür herniederneigte, konnte er ihr gerade ins Gesicht sehen und tat es mit fast zu bemerkbarem Eifer. Der Schaffnerin trat eine lichte Röte in das blasse, feingeschnittene Gesicht. Sie runzelte die dunklen Brauen und warf dem Dreißigen einen finsternen Blick zu, der nun ihm eine Röte der Verlegenheit in das gebräunte Gesicht trieb. Er öffnete die Lippen, um sich zu entschuldigen, aber schon war die Schaffnerin wieder an ihm vorbeigegangen, ihren Mantel an sich ziehend, daß er ihn nicht streifen sollte.

Der Herr sah ihr unsicher nach.

Diese Ähnlichkeit, diese Ähnlichkeit! dachte er. Aber es kann ja gar nicht sein! Wie sollte Tilda, seine Jugendgepielin, die Tochter des vermögenden Baumeisters und spätere Gattin des Geschäftsteilhabers ihres Vaters, des Ingenieurs Doktor Lohmann, in die Lage gekommen sein, einen solchen Posten annehmen zu müssen? Aber genau solch kastanienbraunes Haar, mit widerpenstig auspringenden Stirn- und Nackenlöckchen, hatte Tilda gehabt, und auch solche eigentümlich grüngrauen Augen. Nur daß Tildas Gesicht rund und rosig und nicht so spitz und blaß gewesen, als er sie das letzte Mal gesehen. Aber freilich, das waren sechs,

sieben Jahre her. In solcher Zeit kann man sich sehr verändern, besonders, wenn Not und Kummer an einem zehren. Und Frau da draußen konnte solche Leidenszüge nicht verleugnen.

„Wühelmsplatz — — Roonstraße!“ rief sie soeben im Wagen, und der Klang ihrer Stimme ließ den Zweifler bestimmt vermuten, daß er doch die Kindheitsgenossin vor sich sah. Bei der nächsten Haltestelle mußte er aussteigen. Er zögernd und raunte der neben dem Trittbrett stehenden Schaffnerin zu: „Tilda, sind Sie es oder nicht?“ Und als sie jäh das Wegwände, fügte er hinzu: „Wann und wo kann ich Sie sprechen?“

„Ich bin im Dienst, mein Herr, und habe keine Zeit zu persönlichen Gesprächen. Im übrigen sind Sie auch auf falscher Zeit.“ Damit sprang sie leichtfüßig auf die Plattform, drückte den elektrischen Klingel, und fort sauste der Wagen.

„Und sie ist es doch!“ sagte der Fremde, ihr nachsehend, dann kurz entschlossen auf den nächsten Schutzmann zuzugewandelt und ihn nach der Leitung der Straßenbahndirektion zu fragen, nachdem er die Nummer des soeben verlassenen Wagens und die Zeit, in der die Schaffnerin ihn am Straßenbahnhof beständig aufgeschrieben hatte.

Am Nachmittage schon wußte er, daß er sich nicht geirrt hatte, sondern daß die Schaffnerin tatsächlich Frau Klodilde Lohmann war und Ramenzer Straße 104 im Hinterhause drei Treppen wohne. Auf seine Bitte hatte man ihm auch ihre Dienstnummer genannt. Heute konnte er sie nicht mehr auffuchen und seine Ungeduld bis morgen früh zügeln. Die Nacht schloß er nicht, denn das Bild der Jugendgepielin, wie es einst gewesen und wie es heute war, wollte ihm nicht aus dem Sinne, und zermarterte sich den Kopf nach der Ursache ihrer jetzigen, scheinend doch sehr dürftigen Verhältnisse.

Am nächsten Morgen um acht Uhr klingelte er an ihrer Tür. Ein etwa fünfjähriges Mädchen öffnete, und durch die geöffnete Tür sah er Frau Doktor Lohmann auf dem Fußboden knien und die braungefärbten Dielen naß abwischen.

„Tilda!“ rief er, ganz überwältigt von dem Anblick. Sie herum und ließ die Hand mit dem Scheuerlappen sinken. Eine dunkle Röte stieg ihr ins Gesicht, und sie hob wie abwehrend den Kopf suchend den linken Arm über die Augen. Mit zwei Schritten war er an ihrer Seite.

„Tilda, um Gottes willen, was ist das mit Ihnen, daß Sie so wiederfinden muß! Stehen Sie auf und vertrauen Sie sich dem Jugendfreunde an.“

Aber sie schüttelte heftig den Kopf und wies nach der Tür. „Nein, Tilda, nicht eher gehe ich, bis Sie mir Rede stehen lassen. Ich einen Weg sehe, der Sie aus dieser Lage befreien kann. beschwöre Sie, lassen Sie doch die falsche Scham! Denken Sie an unsere gemeinsame Kindheit und daß mich unsere Freundschaft dazu berechtigt, Ihnen zu helfen.“

Einen Augenblick lang zögerte die Frau noch, dann beschloß sie das Haupt und stand auf, ohne aber die ihr gebotene Hand des Herrn zu berühren. „Gut, es sei! Wenn es Sie gar nicht gelüftet, von meinem Elend zu hören und sich daran zu weiden, sage sie, ihn mit kalten Wänden messend.“

„Tilda! Verdienne ich dieses harte Wort?“ fragte er zurück. „Glauben Sie wirklich, ich hätte es Ihnen nachgehakt, daß Sie damals den vermögenden und feingebildeten Doktor Lohmann dem armen Tischlerlehrling vorzogen?“

Statt einer Antwort ließ sich Klodilde Lohmann auf den Stuhl fallen und barg die weinenden Augen in beiden Händen. Angstlich schmiegte sich ihr Töchterchen an sie und sah mit jammernden Augen zu dem fremden Herrn auf, der mit so weicher Stimme auf ihr Mütterchen einsprach, sie aber doch weinen ließ.

„Tilda“, bat er immer wieder. „Weinen Sie doch nicht. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie in diese Lage kamen und wie Ihnen zu helfen ist. Ich bin zwar kein reicher Mann, aber so um einer Jugendfreundin zu helfen, habe ich, und ich tue alles, was in meinen Kräften steht.“

Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich die schluchzende Frau schloß, ihm Rede zu stehen. Und dann erfuhr er, daß der gebildete und vermögende Herr Doktor ein Spieler und Spieler geworden und seine Familie ins Unglück gebracht habe. Seit fünf Jahren kämpfte die unglückliche Frau mit der Not um Lebens und hatte mit Schneidern das Brot für sich und ihre Kinder verdient. Da kam der schreckliche Krieg und machte sie brotlos. Und nur der Empfehlung eines Bekannten ihres verstorbenen Vaters hatte sie es zu danken, daß man sie bei der Straßenbahn anstellte, obgleich in erster Linie Reservisten bevorzugt werden sollten und der Andrang sehr groß gewesen wäre.

Erstütert hörte der Herr dieser Erzählung zu und wieder stellte er Vergleiche an zwischen dem reizenden, im königsblauen Samt gekleideten Kinde, dem schönen, stolzen Mädchen und dieser gebrochenen, vergrämten Frau.



„Armes, armes Weib!“ murmelte er, ihre Hand erfassend und drückend.  
 Berthold, ich glaube, ich habe mein Schicksal schon damit ent, daß ich so hochmütig Ihren Antrag ablehnte. Hochmut vor dem Fall! Sie hätten mich nicht um mein väterliches gebracht, mich nicht im Elend verlassen. Aber der Sohn des Leinsieders stand der Prinzessin ja nicht an, obgleich — —  
 „Obgleich? O, sprechen Sie weiter! Klotilde!“ bat er, ihre Hand suchend.

„Obgleich mein Herz anderer Meinung war, wie mein stolzer Vater ich hab's gebüßt und — büße es noch.“  
 Aber sein feuchtes Auge sah Berthold Sturm auf die blasse Frau. Und vor innerer Bewegung keine Worte. Nur das Kind er an sein Herz und strich ihm zärtlich über das Locken- das ihn so sehr an das der kleinen Tilda erinnerte. Klotilde Sie nickte und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Es

ist eine Jüngste. Die andern sind in und helfen schon redlich mit das verdienen. Um sie ist mir nicht aber um diese Kleine! Sie ist und — das Leben ist für ein solches Weib so rauh, so schwer. Wer sich ihrer annehmen, wenn ich nicht mehr bin oder nicht mehr sein kann?“ —

„Mit einem ängstlichen Blick auf die Hand nach sie ab.“ „Verzeihen Sie, Berthold, wenn ich Sie bitte, mich jetzt zu gehen. Ich muß in den Dienst und noch das Essen für die Kinder kochen.“

„Berthold, ich wüßte eine andere, leichtere Stellung für Sie —“  
 „O, die Schaffnerinnenstelle ist nicht so schwer“, beeilte sie sich zu sagen.  
 „Ich sagte ich freilich, ob man nicht Spott und der Roheit mancher hätte ausgefetzt sein würde. Aber begegnet uns im allgemeinen mit Mitleid und mit Nachsicht, denn jeder fühlt wohl, daß nur die Not und die rechtbare Kriegszeit uns zu diesem trieben. Aber was mir so sauer ist, daß ich die Kinder so viel allein muß. Sie werden verwildern —“  
 „Und eben deswegen bitte ich Sie, meinen Vorschlag, mit Ihren Kindern zu mir zu ziehen und mir die Wirtschaft zu führen, zu über-  
 „Ich habe vor kurzem meine gute, alte Mutter verloren und bin sehr die sorgliche Frauenhand in meinem Hause.“  
 „Und weshalb haben Sie nicht geheiratet?“ fragte Klotilde.  
 „Laß ich Ihnen das wirklich erst sagen, Tilda?“ fragte er, ihr tief in die Augen sehend. „Der Sohn des Leinsieders ist freilich weder Titel noch hohe Bildung, aber ein treues Herz. Obgleich es meiner alten Mutter sehnlichster Wunsch war, noch als Ehemann zu sehen, konnte ich mich nicht dazu ent-  
 „Es war immer, als warne mich eine innere Stimme.“  
 „Und wie gut ist es, daß ich ihr folgte! Nun habe ich doch umsonst gearbeitet und Vaters Geschäft zu einer blühenden ausgebaut. Nun kann das Geld noch Segen stiften. Aber Sie mir eines noch. Wo ist Ihr Mann?“

„Berthold, geh, sieh mal nach dem Feuer in der Küche,“ wandte Frau Klotilde an das Kind und als es die Stube verlassen, sie leise: „Mein Mann ging nach Amerika und galt jahrelang verschollen. Vor einigen Monaten erfuhr ich, daß er im Gemis als Selbstmörder endete. Wollen Sie nun noch Ihr Ansehen aufrecht erhalten und der Frau und den Kindern eines Menschen Ihr Haus öffnen?“

„Erst recht!“ erwiderte er fest. „Und nun, Frau Tilda, gehen in Ihren Dienst und tündigen Sie ihn noch heute. Und wegen Mittagessens, bei dessen Zubereitung ich Sie gestört habe, lassen Sie sich keine Sorge. Die Kinder werden heute meine sein, und will's Gott, bald meine lieben Hausgenossen sein.“ —

**Das Weihnachtsfest und der Tannenbaum.**

Kulturhistorische Skizze von J. Seif. (Nachdruck verb.)

Das Weihnachtsfest und das damit verbundene gegenseitige Beschenken ist eine uralte Sitte, die noch von der Julius- cermanischer Zeit ihren Ursprung herleitet. Weihnachten ist das seligmachende Fest der Kinder und eine Zeit für die gesamte Christenheit.

Es hat alle Jahrhunderte überdauert, und mit gleicher Liebe und Andacht hängen wir noch heute an den frommen Gebräuchen, wie es unsere Vorfahren getan haben.

Weihnachten ist ursprünglich ein rein kirchliches Fest gewesen, es ist aber zu dem schönsten Familienfest geworden. Sein äußeres Zeichen, der Christbaum, leuchtet durch die Generationen und vereint alle in Frieden, welche Naturbände umschlingen.

Neujahrssitte und Weihnachtsitte stehen im innigen Zusammenhange und datieren aus jener Zeit, in welcher der 25. Dezember zugleich den Jahreschluß bedeutete, daher das gegenseitige Beschenken.

Die Einführung des Tannenbaumes ist eine deutsche Sitte, die sich aber erst im 19. Jahrhundert allmählich Bahn gebrochen hatte.

In England vertrat durch lange Zeit der Mispelzweig und die Stechpalme seine Stelle, denen von altersher eine besondere Wunderkraft zugeschrieben wurde.

Begleitbild.



Wo ist der Landschaftsmaler?

Bei Hofe wurde der Tannenbaum durch den Prinzegehalt der Königin Viktoria, Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, im Jahre 1840 eingeführt. Seit dieser Zeit prangte in den königlichen Gemächern am Weihnachtsabend eine Riesentanne, die mit Geschenken im Wert von über 200 000 Kr. ausgestattet war.

In Frankreich (Paris) war es eine deutsche Prinzessin, die Tochter des Großherzogs Ludwig Friedrich von Mecklenburg, Helene, die sich im Jahr 1837 mit dem Herzog Philipp von Orleans verheiratet hatte, die am Silvesterabend in den Tuileries einen beleuchteten und reich geschmückten Tannenbaum aufstellen ließ. — Populär wurde aber erst dieser Brauch im Jahre 1870, als die deutschen Truppen vor Paris lagen. In Rußland veranstalteten nämlich die deutschen Offiziere eine Weihnachtsfeier, wobei sie die Kinder des Ortes beschenkten. Anfangs getrauten sich die Dorfbewohner kaum in den Raum, wo die Bescherung stattfinden sollte. Zwanzig Jahre später zählte man in Paris schon über dreitausend Christbäume.

In Rußland fand man bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur in deutschen Kreisen einen Weihnachtsbaum. Dann tauchte er auch in russischen Adelskreisen vereinzelt auf. Es gibt aber noch einige Länderstriche im Zarenreiche, wo das Aufstellen eines Tannenbaumes zu Weihnachten mit dem kirchlichen Bann bedroht wird.

Im Jahre 1852 kam ein Farmer auf die Idee, die Tannenbäume aus den Chantillybergen nach Newyork zu exportieren, die bei hohen Preisen reizenden Absatz fanden.

Auch in Agypten ist der Weihnachtsbaum nicht mehr unbekannt. Es werden die Tannen aus Osterreich bezogen und stehen im Preise von 10 bis 50 Francs.

In China kannte man den Gebrauch erst seit 1887. Im Kaiserpalaste zu Peking veranstaltete Graf Waldersee für die Honoratioren eine großartige deutsche Weihnachtsfeier, und auch die Soldaten nahmen daran teil.

Die originellsten Weihnachtsbäume findet man wohl bei den Eskimos. Die Missionare verfertigen solche aus einer langen Stange, an der rundherum Tannenreiser festgemacht sind, auf denen die Lichter angebracht und Geschenke aufgehängt werden.

In Italien und Agypten ist der Lorbeerbaum an Stelle eines Tannenbaumes verwendet, aber in vermögenden deutschen Familien ist sehr häufig die importierte Tanne oder Fichte zu finden.

Ganz eigentümliche Bräuche haben die Bauern an der österreichischen Riviera. Da wird am Weihnachtsabend ein großer Wurzelstrunk in Brand gesetzt, dessen Feuer bis zum Dreikönigstag erhalten werden muß, denn würde das Feuer verlöschen, bedeutete es ein Unglück in der Wirtschaft.

Es ist auch Sitte, daß sich die Hausbewohner im Hofe versammeln und dort die nächsten Nachbarn abwarten, um zusammen mit ihnen die Mette zu besuchen.

Ist nun der zuerst Eintretende ein Mann, so ist das kommende Jahr ein segensreiches und glückliches. Wäre es ein Weib, so würde das Unheil bedeuten.

In Osterreich vertrat bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Aufstellung der Krippe mit dem Jesuskinde den Tannenbaum. Um die Krippe herum waren die Geschenke gruppiert, die man heute unter den Weihnachtsbaum legt.



Was nun den geschmückten „Christbaum“, das herrliche Symbol des Festes, betrifft, ist es historisch beglaubigt, daß die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, die Gemahlin des Siegers von Aßern, Erzherzog Karl, diese schöne Sitte aus ihrer deutschen Heimat nach Wien verpflanzt hatte. Am Weihnachtsabend des Jahres 1817 wurde in ihrem Palais auf der Seilerstätte der erste Christbaum in Oesterreich entzündet und die Lichtlein brannten hauptsächlich für den Erzherzog Albrecht, den verewigten Oheim des Kaisers. Erst durch die Erzherzogin Henriette lernte Kaiser Franz diesen Gebrauch kennen und lieben, und von dieser Zeit angefangen hatte der „Christbaum“ seinen Einzug in die Kaiserburg gefunden, aber es dauerte noch lange, bis dieser Gebrauch ein allgemeiner wurde.

In Oesterreich fehlen also dem Tannenbaume noch zwei Jahre zum hundertjährigen Jubiläum seiner Einführung. Allgemein ist aber der Glaube verbreitet, daß dieser schon viel älteren Datums sein müsse.

Unsere Bilder

Das erste Zusammentreffen mit den Bulgaren. Am 26. Oktober spielte sich am Eisernen Tore bei Kladovo ein weltgeschichtliches Ereignis ab: Eine Offizierspatrouille der Zentralmächte traf mit einer bulgarischen Mannenspatrouille zusammen, wodurch die erste Verbindung mit der bulgarischen Armee hergestellt und der Ring, den die Gegner gezogen hatten, endgültig durchbrochen war. Die bulgarische Reiterpatrouille, die jubelnd begrüßt wurde, stand unter der Führung des Leutnants Gadjeff, der früher Militärattache bei der bulgarischen Botschaft in Paris war. Der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der die Bulgaren im Verein mit dem österreichisch-ungarischen General begrüßte, verlieh dem bulgarischen Reiteroffizier das Eiserne Kreuz.

Ein Kriegsgefangener als Nobelpreisträger. Der Nobelpreis für Medizin wurde in diesem Jahr dem Privatdozenten der Ehrenheilkunde an der Wiener Universität Dr. Robert Barany für seine Arbeiten über die Physiologie und Pathologie des Vorhofs des Ohrlabirynths verliehen. Dr. Barany ist seit Kriegsbeginn eingerrückt und seit fünfzehn Monaten in Rußland kriegsgefangen.

Der deutsche Fliegerleutnant Zimmelman, der wegen seiner hervorragenden Leistungen in den Berichten der Obersten Heeresleitung rühmend erwähnt wurde, hat binnen kurzer Zeit 6 englische Flugzeuge, darunter einen Kampfdoppelsieder, aus 4000 m Höhe zum Absturz gebracht.

Flieger-Unteroffizier Böhme holte Ende September an einem Morgen zwei französische Kampfflugzeuge nach vorausgegangenem Luftkampf in der Nähe Freiburgs herunter; das dritte Flugzeug entkam auf schweizer Gebiet. Der hochverdiente Flieger erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Allerlei

Ein billiges Weihnachtsgeschenk. Dame: „Was für ein Weihnachtsgeschenk werden Sie diesmal Ihrem Gatten machen?“ — Zweite Dame: „Hundert Zigarren.“ — Erste Dame: „Und was haben Sie dafür bezahlt?“ — Zweite Dame: „Ach, gar nichts! In den letzten paar Monaten habe ich nur jeden Tag eine oder zwei aus Jacks Zigarrentiste genommen, er hat das gar nicht gemerkt und wird sich nun sehr über mein kleines Geschenk freuen, besonders über die feine Qualität.“

Die Oper *Hinaldo* von Georg Friedrich Händel war mit eine der beliebtesten Opern der damaligen Zeit, die in England aufgeführt wurden. Für diese erste bei Walsh in London verlegte Händelsche Oper bekam der Tonbildner von seinem Verleger die lächerlich geringe Summe von 20 Mark gezahlt. Walsh erhielt aber durch den Verkauf der Gesangsnummern aus dieser Oper allein eine Einnahme von 30000 Mark. Als Händel hiervon erfuhr, sagte er zu seinem Verleger: „Wissen Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie uns die Rollen tauschen. Damit auch ich eine so gute Einnahme habe, komponieren Sie die nächste Oper und ich übernehme dann den Verlag und den Verkauf an das Publikum.“

Zweifelhafte Größe. König Philipp IV. von Spanien (1621—65) war ebenso wie sein Vater Philipp III. (1598—1621) nicht imstande, den Bahnen des bei aller Grausamkeit doch starken und zielbewußten Philip IV., seines Großvaters, zu folgen. Unter seiner Regierung riß sich (1640) Portugal von Spanien los, und die langwierigen Kriege gegen die Niederlande und Frankreich hatten keinen anderen Erfolg, als daß die spanischen Finanzen in

einen Zustand völliger Erschöpfung gerieten. Gleichwohl legte sich der Regent aus eigener Machtvollkommenheit den Beinamen „der Große“ an. Als dem Herzog von Medina-Celi, einem altkastilischen Grafen von hohem Ansehen, die Sache hinterbracht wurde, äußerte er zu seiner Umgebung: „Derr ist wie ein Loch: je mehr man davon nimmt, desto größer wird es.“

Gemeinnütziges

Alpenveilchen werden in warmen Räumen feucht gehalten. Man lasse das Wasser vorteilhaft in die Unterseifer. Sind die Pflanzen einmal trocken, dann kommen die Keime nicht mehr weiter, sondern fressen im Knollengrund.

Rheinische Augenweiden. 300 g Mehl, 25 g Zucker, 100 g Zucker, 2 Eigelber, 30 g geschälte Mandeln, einige bittere Mandeln, einige Tropfen Rosenwasser, etwas braunroter Wein werden auf einem Backblech gemischt, 24 Stunden ruhen gelassen, dann rüchend ausgerollt und in den bekannten Mandelmen ausgestochen, in gelbbraun gebacken und mit Puderzucker bestäubt.

Schaumgebäd. Zwischen zwei Eimassen werden feine Schneegeschlagen und Puderzucker dazu gegeben, dann werden 50 g getrocknete süße Mandeln und Saffade unter die Masse gemengt, mit dem Teig kleine Häufchen auf ein gebuttertes Blech gegeben, bei sehr schwacher Hitze gebacken. Man kann auch was Kakaos unter die Masse rühren, wenn man Schokoladengeschmack



Das zerstohene Kloster Meßines. Im Vordergrund deutsche Soldatengräber.

Pfeffertuchen. 2 Pfund Honig werden warm gemacht, dazu kommt 1 Pfund feingestohener Zucker, 1/2 Pfund in 4—5 Teile geschnittene Mandeln, 16 g gestohener Zimt, 5 g Gewürznelken, die Schale einer Zitrone, 100 g Zitronat, etwas eingemachte Apfelsinenschale, 30 g Pottasche, die in etwas Rum aufgelöst ist, und 3 Pfund Mehl. Das Ganze wird gut verarbeitet, bleibt mindestens eine Nacht stehen, wird dann fingerdick ausgerollt und bei sehr gelinder Hitze gebacken. Noch heiß wird ein Guß darüber gestrichen, worauf der Pfeffertuchen sofort in Stückchen geschnitten wird. Der Guß: 1/2 Pfund Zucker wird mit Tasse Wasser unter beständigem Rühren gekocht, bis er Fadenzieher wird, worauf er sofort auf den noch heißen Kuchen aufgestrichen wird.

Auflösung:  
K  
B  
O  
R  
B  
I  
R  
N  
E  
O  
R  
A  
N  
G  
E  
G  
E  
I  
S  
B  
L  
A  
L  
U  
M  
F  
L  
I  
E  
D  
E

Tannenbaumrätsel.



Die Querreihen bezeichnen:  
1) Einen Fisch. 2) Einen deutschen Fluß. 3) Eine heilige Stadt. 4) Eine Stadt im Labental.  
Die mittlere, senkrechte Reihe gibt von oben nach unten den Namen einer Baumgattung.

Julius Gold.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Weihnachts-Witberrätsel.



Auflösung des Zählerätsels in voriger Nummer: Siena.

Alle Rechte vorbehalten.  
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.